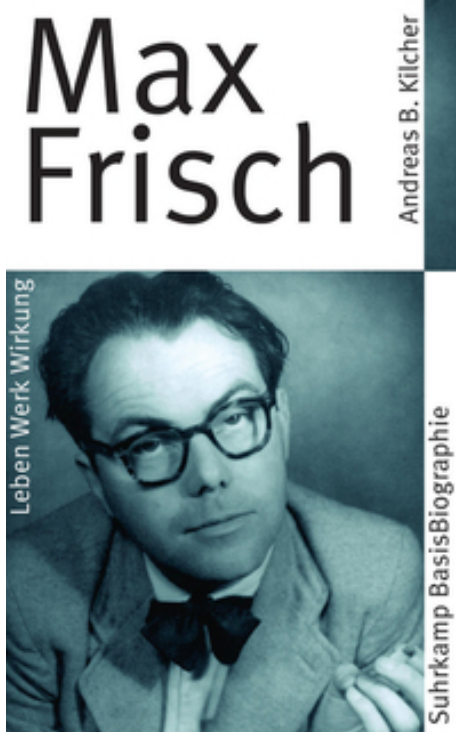


Suhrkamp Verlag

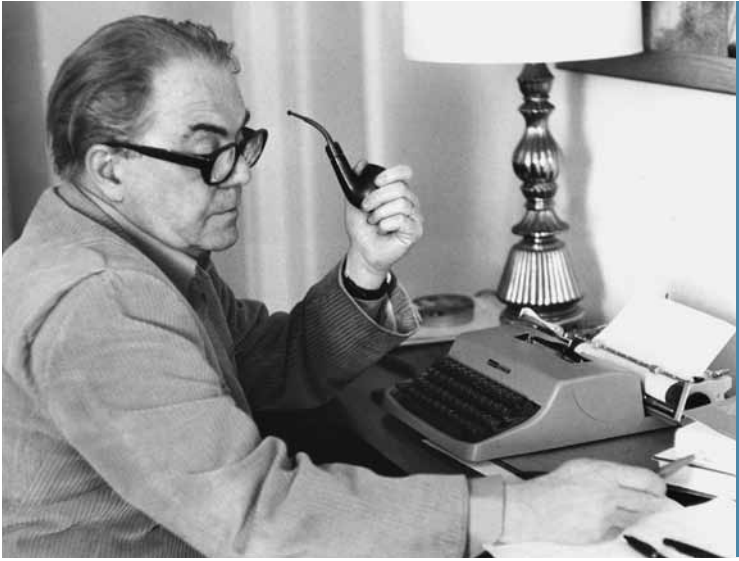
Leseprobe



Kilcher, Andreas
Max Frisch

© Suhrkamp Verlag
Suhrkamp BasisBiographien 50
978-3-518-18250-5

Andreas B. Kilcher, 1963 in Basel geboren, ist seit 2008 Professor für Literatur- und Kulturwissenschaft an der ETH Zürich. Einer seiner Arbeitsschwerpunkte ist die Literatur des 20. Jahrhunderts, dabei insbesondere die deutsch-jüdische Literatur- und Kulturgeschichte. Mit Max Frisch beschäftigt er sich seit seiner Arbeit an der ETH Zürich, wo das Max Frisch-Archiv seinen Sitz hat. In der Reihe Suhrkamp BasisBiographie erschien von Andreas B. Kilcher bereits der Band über Franz Kafka (2008).



Max Frisch

Suhrkamp BasisBiographie
von **Andreas B. Kilcher**

Für Alix

Suhrkamp BasisBiographie 50 Erste Auflage 2011 Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Kösel, Krugzell · Printed in Germany

Umschlag: Hermann Michels und Regina Göllner

ISBN 978-3-518-18250-5

Die Schreibweise entspricht den Regeln der neuen Rechtschreibung, Zitate wurden in ihrer ursprünglichen Schreibweise belassen.

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Inhalt

- 7 Frischs Schreibmaschine

Leben

- 11 Familiengenealogien und Kindheit (1911-1924)
14 Gymnasium und Universität (1924-1934)
18 Anfänge als Schriftsteller (1932-1937)
27 Unterbrechung und Wiederaufnahme des Schreibens
(1937-1945)
33 Die Geburt des Dramatikers (1944-1950)
38 Reisen, Beobachten, Beschreiben nach dem Krieg
(1946-1950)
43 Architektur und Ausbruch aus der Bürgerlichkeit
(1945-1955)
49 Der große Romancier und Dramatiker (1954-1968)
60 Politische Einmischungen (1965-1974)
69 Der späte Frisch (1974-1991)

Werk

- 78 Übersicht über das Werk
80 Literatur und ihre Theorie
84 Das Frühwerk (1933-1945)
*Jürg Reinhart. Eine sommerliche Schicksalsfahrt – Antwort
aus der Stille. Eine Erzählung aus den Bergen – J'adore ce
qui me brûle oder Die Schwierigen – Bin oder Die Reise nach
Peking*
89 Dramen (1944-1953)
*Santa Cruz. Eine Romanze – Nun singen sie wieder. Ver-
such eines Requiems – Die Chinesische Mauer. Eine Farce –
Als der Krieg zu Ende war – Graf Öderland. Eine Moritat
in zwölf Bildern – Don Juan oder Die Liebe zur Geometrie.
Komödie in fünf Akten*
96 Tagebücher
*Tagebuch 1946-1949 – Tagebuch 1966-1971 – Entwürfe zu
einem dritten Tagebuch*

- 99 Romane (1954-1964)
Stiller – Homo faber. Ein Bericht – Mein Name sei Gantenbein
- 106 Dramen (1958-1968)
Biedermann und die Brandstifter. Ein Lehrstück ohne Lehre – Andorra. Stück in zwölf Bildern – Biografie: Ein Spiel. Eine Komödie
- 110 Das Spätwerk (1974-1982)
Montauk. Erzählung – Triptychon: Drei szenische Bilder – Der Mensch erscheint im Holozän. Erzählung – Blaubart. Erzählung

Wirkung

- 118 Klassiker der Gegenwartsliteratur
- 121 In der Schweiz seit 1933
- 125 In der Bundesrepublik Deutschland seit 1945
- 129 Im »Osten«: DDR und UdSSR (1965-1991)
- 133 Im »Westen«: USA und Israel seit 1958
- 137 Frisch im Film

Anhang

- 141 Zeittafel
- 146 Bibliographie
- 152 Personenregister
- 156 Werkregister
- 159 Bildnachweis
- 160 Dank

Frischs Schreibmaschine

Die Schreibmaschine war für Max Frisch mehr als nur ein Schreibgerät auf der Höhe der Zeit. Sie bedeutete ihm den Freiraum des Schreibens und das Accessoire *par excellence* dessen, der sich zur Literatur entschieden hat. Schon der Schüler schrieb auf einer »gemieteten Maschine droben im Estrich« des Elternhauses erste Theaterstücke (GW II, S. 585). Die Grenzüberschreitung dieser Freiheit deutete er auch ökonomisch. Zuerst als Miet-, dann als Besitzobjekt, überstieg die Schreibmaschine seine finanziellen Möglichkeiten: »Ich habe nie Schulden gemacht, ausgenommen ein Mal: meine erste Schreibmaschine, REMINGTON PORTABLE, eine Occasion, kostet 150 Franken, ich kann aber nur 50 Franken anzahlen. Ich weiß, daß ich den Rest nie bezahlt habe ...« (GW VI, S. 731). Dementsprechend war es wesentlich eine Schreibmaschine, die Frisch 1942 in die Ehe einbrachte. »Ich habe wenig in die erste Ehe gebracht, eine Couch, eine Decke zu dieser Couch, die Schreibmaschine, Bücher, einen Schreibtisch [...]« (GW VI, S. 734). Konsequenz ist auch, dass der junge Vater für seine Kinder primär mit Tipngeräusch verbunden war, so Tochter Ursula im Rückblick: »In der Mansarde das Klappern der Schreibmaschine – nicht dass ich unten im Garten beim Spielen besonders darauf geachtet hätte, aber das Geklapper bedeutete: er ist da. Und gleichzeitig hieß es, dass er unerreichbar weit weg ist. [...] auch nicht mit einem aufregenden Kindererlebnis, das ich ihm hätte erzählen wollen, war er von seiner Schreibmaschine wegzubekommen.« (Priess 2009, S. 66 f.) Auch der Militärdienst zwischen 1939 und 1945 konnte das Schreiben an der Maschine nicht verhindern. Die *Blätter aus dem Brotsack* (1940) entstanden nicht etwa handschriftlich auf dem Feld, sondern auf einer »zur Verfügung« gestellten »feldgraue[n] Schreibmaschine« (GW I, S. 127).

Während weder Familie noch Militär das Schreiben an der Maschine aufhalten konnten, tat dies zeitweise der Architektenberuf. Nach seiner Entscheidung gegen die Literatur und für den bürgerlichen Beruf um 1937 trat symptomatisch die Schreibmaschine gegenüber den Zeichenutensilien des Architekten – »Reißbrett, Bleistift, Rechenschieber, Pauspapier, Zirkel« (GW

8 Frischs Schreibmaschine

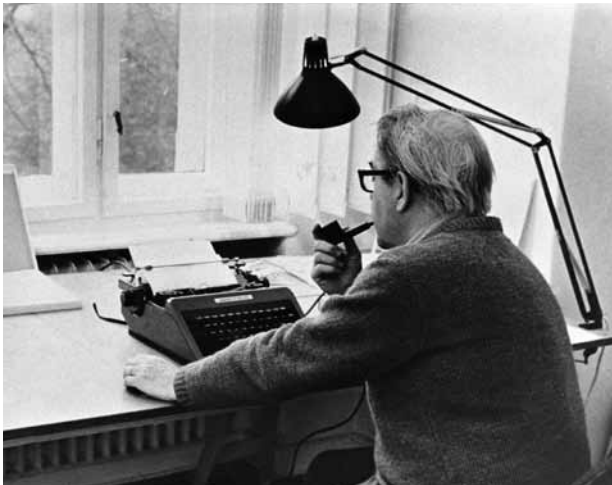
VI, S. 703) – zurück. Die Rückkehr zur Literatur wenige Jahre später ging mit einer umso entschiedeneren Rehabilitation der Schreibmaschine einher. Geradezu eine Apologie der Maschine leistet der Roman *Homo faber* (1957). Deutlich wird dabei, dass Schreiben für Frisch kein vormoderner geistiger, sondern ein technisch vermittelter Vorgang war, ohne Angst vor Medium und Maschine. Die Haltung Fabers (Frischs) unterscheidet sich darin diametral von der Auffassung eines Kulturpessimisten à la Martin Heidegger, der gegen die Schreibmaschine die vormoderne Metaphysik der Handschrift hielt: »Die Schreibmaschine entreißt die Schrift dem Wesensbereich der Hand«, so Heidegger 1942 (Heidegger 1982, S. 119). Frischs technophiler Faber dagegen hasst die Handschrift und reiht neben Opel, Super-Constellation, Rasierer und Kamera seine HERMES-BABY ein – eine verbreitete Schreibmaschine der Nachkriegszeit, wie sie Frisch selbst bevorzugte. Dass es sich dabei um eine *Reiseschreibmaschine* handelt, ist auch für Frisch bedeutsam: Viel unterwegs, brauchte er ein mobiles Gerät. Auch Faber ist – selbst nach der Notlandung in der mexikanischen Wüste – mit seiner Maschine beschäftigt und schreibt auf ihr das, was nicht ins bürgerliche Schema passt: »Man mußte fast schreiben, bloß damit die lieben Leute nicht fragten, ob man denn keine Frau habe, keine Mutter, keine Kinder, – ich holte meine Hermes-Baby (sie ist heute noch voll Sand) und spannte einen Bogen ein [...].« (GW IV, S. 29 f.) Die »Hermes-Baby« ist dann auch fast das Einzige, was dem todkranken Nomaden Faber geblieben ist: »Ich habe nur meine Mappe, meine Hermes-Baby, Mantel und Hut, so daß der Zoll sofort erledigt ist.« (GW IV, S. 197) Nicht zufällig wird ihm im Krankenhaus eben dieses – laute – Accessoire abgenommen, während er zur vortechnischen Handschrift genötigt wird: »Sie haben meine Hermes-Baby genommen [...] weil Ruhestunde. Ich solle von Hand schreiben! Ich kann Handschrift nicht leiden [...].« (GW IV, S. 161)

Mit Ingeborg Bachmann, seiner Partnerin in Rom, war Frisch auch im Schreibmaschinenschreiben auf Augenhöhe. Während sie jedoch auf einer elektrischen IBM arbeitete, hämmerte er auf mechanischen Maschinen, was in der gemeinsamen Woh-

9 Frischs Schreibmaschine

nung in Rom zu Spannungen führte, wie sich der befreundete Hans Werner Henze erinnert: »Hörte er ihre Maschine klappern, mußte er aufhören zu arbeiten. [...]. Und wenn Ingeborg den Max tippen hörte – er war besonders fleißig, bekanntlich –, ging sie ins Café Greco oder unter die Haube des Friseurs, wo sie stundenlang Illustrierte las.« (Henze 1996, S. 236) Das lange und laute Tippen auf der Maschine wurde Frischs charakteristische Geste. In seinem Haus in Berzona, das er nach dem Kauf 1964 umbauen ließ, hämmerte er mit den Handwerkern um die Wette: »Wenn ich an der Schreibmaschine sitze, stören mich die klopfenden Arbeiter nicht, im Gegenteil: wir arbeiten.« (GW VI, S. 746) Zehn Jahre später in New York kauft er eine *OLIVETTI LETTERA* – verbunden mit einem neuerlichen Bekenntnis zur physischen Arbeit an der Maschine: »Diese Obsession, Sätze zu tippen –« (GW VI, S. 630).

Als sich Frisch im letzten Lebensjahrzehnt vom Schreiben zurückzog, kehrte sich die »Obsession« für die Maschine in »Ekel« vor ihr um, wie er 1979 an Uwe Johnson schrieb: »Es ist [...] das erste Mal, daß ich wochenlang nichts schreibe. Ich habe auch kein Projekt, jedenfalls keines, das mich an die Schreibmaschine zieht. Was kann die Schreibmaschine dafür, daß ich Ekel vor ihr empfinde (– wie vor der Handschrift übrigens



Max Frisch mit
Schreibmaschine,
Sarrazinstraße,
Berlin 1972

10 Frischs Schreibmaschine

auch) [...].« (FJB, S. 214) Ein modernes leidenschaftliches Schriftstellerleben *mit* der Schreibmaschine sucht sein Ende im Affekt *gegen* sie.

Leben

Familiengenealogien und Kindheit (1911-1924)

Als einfache, als »kleinbürgerliche« Verhältnisse bewertete Frisch im Nachhinein das Umfeld seiner familiären Herkunft im Zürich der 1910er und 1920er Jahre. Doch als ganz gewöhnlich schilderte er diese Familienverhältnisse, denen er entstammte, dennoch nicht. In ihren späteren Beschreibungen jedenfalls verlieh er seinen väterlichen wie mütterlichen Genealogien eine spezifische kulturelle, gar politische Note: Er stellte sie als Einwanderergeschichten dar. Die Fakten, wonach er als jüngster Sohn von Franz Bruno Frisch (1871-1932) und Karolina Bettina Frisch, geb. Wildermuth (1875-1966), am 15. Mai 1911 in Zürich geboren wurde, erzählte er nur scheinbar nüchtern. Mehr oder weniger hintergründig versah er sie mit einer Botschaft. Dies zeigt eine Passage aus dem *Tagebuch 1946-49*, eine der wenigen autobiographischen Selbstdarstellungen Frischs. »Unser Name ist nicht schweizerischen Ursprungs«, konstatiert

**Einwanderer-
geschichten**

**Frisch als Junge,
1913**

Frisch und erklärt seine Vaterseite: »Ein Großvater [Franz Frisch, 1838-1892], der als junger Sattler einwanderte, brachte ihn aus der österreichischen Nachbarschaft; in Zürich, wo es ihm anscheinend gefiel, heiratete er eine Hiesige, Naegeli mit Namen, Tochter einfacher Leute.« (GW II, S. 584) Gemeint war Maria Luise Naegeli (1850-1899), eine Büglerin aus Kilchberg.

Der österreichischen Einwanderergeschichte auf der Vaterseite entsprach eine deutsche auf der Mutterseite: »Auch der mütterliche Stamm ist vermischt; dort war es ein Urgroßvater, der von Württemberg kam, namens Wildermuth [Gottlieb Wildermuth, 1836 als Bäcker in Zürich eingebürgert], und schon mit seinem Sohn, meinem Großvater also, fing es an: er nannte sich Maler, trug eine erhebliche



Krawatte, weit kühner als seine Zeichnungen und Gemälde; der heiratete dann eine Baslerin namens Schulthess [...] und leitete die Kunstgewerbeschule unserer Stadt. Viel mehr über meine Herkunft weiß ich nicht.« (ebd.) Bemerkenswert ist, dass Frisch diese doppelte Einwanderergeschichte seiner Eltern rund zwanzig Jahre später in der Rede *Überfremdung II* (1966) noch einmal erzählte, diesmal mit einer noch deutlicher politischen Note: als Beispiel »zum Problem der Assimilation«, mithin als erfolgreiche Einwanderergeschichten gegen die Angst vor dem Fremden (GW V, S. 398 f.).

Im Züricher Quartier Hottingen an der Heliosstraße 31 lebte die Familie Frisch vor und während des Ersten Weltkrieges in einfachen Verhältnissen. Dem Jungen prägte sich eine Ökonomie der Bescheidenheit ein: »Ein Velo, ein rotes Rennrad, das beim Händler steht, davon träume ich jahrelang. Ich weiß: Das steht mir nicht zu. Das kann mein Vater nicht kaufen. Oft macht es ihm schon Kummer, wenn ich Lehrbücher kaufen muß, ein Reißzeug. Ich erinnere mich an die stete Angst der Mutter vor der Pfändung.« (GW VI, S. 730) Der Vater arbeitete bis zum Ersten Weltkrieg als

Vaterseite

Der Vater, 1921



Baumeister und Architekt ohne Fachausbildung in Zürich. Im Krieg konnte er seine Anstellung nicht halten; er wurde arbeitslos und betätigte sich von da an bis zu seinem frühen Tod 1932 als »kleiner Makler«; anstatt Vermögen hinterließ er Schulden. Zur Erfahrung der unsicheren ökonomischen Lage der Familie, für die sich in Frischs Gedächtnis rationiertes Gas, Fallobst und Kartoffeln eingeprägt hatten, kam eine emotionale Distanz zum Vater, »eine schwache, eigentlich eine Nicht-Beziehung«, wie er in einem Interview rückblickend beschreibt: »Ich rede auch nie von meinem Vater. Dabei ist nicht etwa irgendetwas Fürchterliches zu überdecken. Es ist von

13 Familiengenealogien und Kindheit

meiner Seite eine Gefühlslücke [...]. Etwas über meinen Vater zu schreiben wäre eine für mich notwendige Arbeit. Es kann ja nicht einfach ein Vakuum sein.« (IH, S. 14)

Dem abwesenden Vater steht eine präsenste Mutter gegenüber, die 91 Jahre alt wurde. Nähe konstatierte Frisch schon zu ihrem Künstler-Vater Hans Wildermuth (1846-1902), der als Dekorationsmaler Direktor der Kunstgewerbeschule Zürich wurde. Als Junge bewunderte er auch ihre Erzählungen aus der fernen Welt, zumal von ihrer Zeit als Kindermädchen in Wien, Berlin und im zaristischen Russland.

Die emotionale Nähe zur Mutter war allerdings auch ökonomisch bedingt, als Frisch nach dem Tod seines Vaters im März 1932 als junger Mann nochmals mit seiner Mutter umzog: Die Familie musste sich einschränken, Frisch musste Geld verdienen. Bis zuletzt aber blieb das Idealbild der Mutter erhalten, auch physisch: Ein Jugendbild der Mutter erhielt stets einen besonderen Platz in seinen Wohnungen.



Die Mutter, 1894

»Rußland war für mich immer das Märchenland: Wie sie von den Wölfen erzählt hat! Wenn man krank war, durfte man das russische Album anschauen. So war Rußland: Mütterchen Rußland. Das Bild, das ich von meiner Mutter habe, ist eine Art Ikone.«
(Max Frisch im Interview mit Volker Hage 1981; IH, S. 15)

Frisch hatte zwei Geschwister: eine Halbschwester aus erster Ehe des Vaters, Emma Elisabeth (1899-1972), und einen acht Jahre älteren Bruder Franz (1903-1978). Während ihm die Halbschwester recht fern stand, verband ihn mit dem Bruder viel, der zugleich konkurrierendes Geschwisterkind und Vaterersatz war: »Er wußte immer mehr, war immer diesen Sprung voraus, der stimulierend ist. Große Spannungen, glaube ich,



gab es nicht. [...] Er hat ein bißchen den Vater ersetzt.« (IH, S. 13 f.) Während der kleine Max Fußball spielen wollte, führte der große Franz autodidaktische Chemieexperimente in der Küche durch: »Ein Buch auf dem Fenstersims, Retorten mit gelben Dämpfen, Bunsenbrenner, Röhren wie gläserne Gedärme, hin und wieder ein Knall, gewollt oder ungewollt, das waren so die Sonntagnachmittage, die regnerischen, wenn man unmöglich Fußball spielen konnte.« (GW II, S. 584) Das Fußballspiel zog Frisch auch dem Lesen vor; während seine Kameraden Karl May verschlangen, las Frisch wenig, »außer Don Quixote und Onkel Toms Hütte, die mir unsäglich gefielen, aber genügten« (GW II, S. 584).

Frisch mit dem

Bruder Franz,

1919

**Kantonales
Realgymnasium**

Werner Coninx

Gymnasium und Universität (1924-1934)

Im Frühjahr 1924 trat Frisch in das Kantonale Realgymnasium an der Rämistraße am Zürichberg ein, das er 1930 mit der Matura abschloss. Prägender als der Schulunterricht war die Freundschaft mit Werner Coninx (1911-1980), die sich in dieser Zeit herausbildete und von Frisch in *Montauk* porträtiert wurde. Es war ein ungleiches Verhältnis, das Frisch aus der durch finanzielle Enge geprägten kleinbürgerlichen Familie in eine groß- und bildungsbürgerliche Welt brachte. Werners Vater Otto Coninx leitete die Tages-Anzeiger AG, er selbst jedoch interessierte sich viel mehr für Philosophie, Musik und Kunst; später sollte er eine bedeutende Kunstsammlung aufbauen. »Wie einen Diogenes, unabhängig durch Geistigkeit« (GW VI, S. 639) gegenüber der durch Luxus geprägten großbürgerlichen Welt, so sah ihn Frisch. Die beiden Gymnasiasten trieben gemeinsam Sport: Schwimmen, Wandern, Skifahren und – auf dem privaten Platz der Coninx' gespieltes – Tennis standen auf dem Programm. Vor allem aber vermittelte Coninx seinem Freund Frisch die Sphären von Kunst, Musik, Philosophie und Literatur: Durch ihn lernte Frisch die Maler Caspar David Fried-

15 Gymnasium und Universität

rich, Jean-Baptiste Camille Corot und Pablo Picasso kennen, aber auch die Komponisten Johann Sebastian Bach, Wolfgang Amadeus Mozart, Josef Anton Bruckner, ebenso wie die Philosophen Friedrich Nietzsche, Oswald Spengler, Arthur Schopenhauer und die Schriftsteller Hans Carossa, André Gide und



Frisch (2. v.l.)
und Werner
Coninx (7. v.l.,
stehend),
Klassenfoto
1930

August Strindberg. Das waren nicht Vertreter der Avantgarde des 20., sondern der spätbürgerlichen Moderne des 19. Jahrhunderts. Nicht zu übersehen war auch der ökonomische Aspekt dieser ungleichen Freundschaft, die einer Ökonomie der Gabe folgte: Coninx beschenkte Frisch unter anderem mit Anzügen, lud ihn in Konzerte ein, später sollte er ihm gar ein ganzes Studium der Architektur über vier Jahre hinweg finanzieren – mit 16 000 Franken kein kleiner Betrag. Frisch nahm diese Geschenke aus dem »reichen Haus« an, allerdings nicht ohne Gefühl der Scham, ja Minderwertigkeit: »Ich fragte mich oft, was W. denn an mir habe.« (GW VI, S. 638) Frisch mochte die Schieflage dieser Freundschaft auf der materiellen und pekuniären Ebene wie auf der ideellen und intellektuellen Ebene in der Schülerzeit und zu Beginn des Studiums zunächst noch wenig empfunden haben.

»Er [Werner Coninx] war ein herzlicher Freund, mein einziger Freund damals, denn neben W. war irgendein anderer kaum denkbar [...].« (Max Frisch, *Montauk*; GW VI, S. 638)

Dennoch summierte sich zunehmend das Gefühl nicht nur einer »lebenslänglichen Dankesschuld« (GW VI, S. 636), sondern auch von Unterlegenheit: »daß ich alles in allem vor diesem Menschen nicht bestehen kann« (ebd.). Besonders schmerzlich wurde dieses Gefühl in Bezug auf das Schreiben, dem Coninx mit beträchtlicher Skepsis gegenüberstand. Auf lange Sicht konnte dies keine Basis für eine Freundschaft sein, und so mündet das nachträgliche Porträt dieser Freundschaft in *Montauk* – das er mit 63 / 64 Jahren verfasste – in einer negativen Bilanz: »Ich meine, daß die Freundschaft mit W. für mich ein fundamentales Unheil gewesen ist und daß W. nichts dafür kann. Hätte ich mich ihm weniger unterworfen, es wäre ergiebiger gewesen, auch für ihn.« (GW VI, S. 649) Der Schriftsteller Frisch musste sich von dem Freund wie von einer Vaterfigur lösen, um zu sich zu kommen.

Rekrutenschule,
vgl. S. 29

Frisch beendete das Realgymnasium Ende Juni 1930 mit der Matura, »die ich natürlich als überflüssig, förmlich, lächerlich und spießig erachtete und nur dem Vater zuliebe machen mußte« (GW II, S. 585). Wie üblich, absolvierte er danach die Rekrutenschule (in Thun) und wurde im Frühjahr 1931 zur Offizierslaufbahn vorgeschlagen – er lehnte ab. Was den Eltern verwehrt war, sollte den Söhnen ermöglicht werden: ein Universitätsstudium. »Es ist der Ehrgeiz von Vater und Mutter, daß wir Akademiker werden, Studium nach eigener Wahl. So werde ich Student der Germanistik [...]« (GW VI, S. 730), während der Bruder bereits ein Studium der Chemie absolviert hatte. Germanistik schien das naheliegende Fach für einen zu sein, der mit der Welt der Literatur und des Theaters liebäugelte und sich zu der Zeit bereits als Journalist versuchte. So nahm er im Wintersemester 1930 / 31 ein Literaturstudium an der Universität Zürich auf.

Student der
Germanistik

Die Lehrer im Hauptfach Germanistik waren, neben dem etablierten konservativen Ordinarius Emil Ermatinger, vor allem der außerordentliche Professor Robert Faesi sowie der junge Privatdozent Walter Muschg. Unter den Ermatinger-Schülern lernte Frisch auch Emil Staiger kennen, mit dem er lange Zeit befreundet war, bis hin zum sogenannten Zürcher Literaturstreit im Jahr 1966. Der auch schriftstellerisch tätige Germanist Faesi war politisch kaum weniger konservativ als Ermatinger.

Zürcher Literatur-
streit, vgl. S. 65

ger; mit seiner Erzählung *Füsilier Wipf* (1917) gab er eine literarische Vorlage für die »geistige Landesverteidigung«, ein kulturpolitisches Abwehrprogramm der Schweiz gegen das nationalsozialistische Deutschland. Zwar setzte er sich nach 1933 auch für Exilautoren wie Else Lasker-Schüler ein, doch ansonsten »erzählt er vielleicht von Rilke, liest das Einsamkeitsgedicht von Hesse«, wie Frisch 1933 in einem Zeitungsartikel über seine *Professores* schrieb (VP, S. 531). Dabei unterstützte Faesi auch seinen Studenten Max Frisch, indem ihm der »liebenswürdige Professor« nach dem unerwarteten Tod seines Vaters am 19. März 1932 ein Stipendium verschaffte, »damit ich weiter studieren könne« (GW VI, S. 730). Faesi förderte jedoch nicht nur Frischs Studium, sondern auch seine schriftstellerischen Anfänge, indem er ihn sowohl an die Deutsche Verlags-Anstalt als auch an Eduard Korrodi (1885-1955) vermittelte, Frischs ersten Rezensenten. Korrodi, von Frisch als das »literarische Bundesgericht« (PE, S. 43) charakterisiert, war von 1914 bis 1950 Feuilletonchef der *Neuen Zürcher Zeitung* (NZZ) und prägte das Blatt über lange Jahre mit einer liberal-konservativen Haltung, auch indem er sich offen gegen eher links stehende Intellektuelle wie Walter Muschg und Albin Zollinger stellte, Letzterer ein vom jungen Frisch höchst bewundener Autor, auf den er 1941 (zu seinem Tod), 1942 und 1961 Gedächtnisessays schrieb (GW I, S. 197-213; GW IV, S. 265-271). Walter Muschg wiederum, ebenfalls ein Ermatinger-Schüler, hatte eine politisch wie literarisch konträre Position zu den liberal-konservativen Professoren. In den 1920er Jahren lernte er in Berlin die literarischen Expressionisten kennen und machte diese stark, darunter Karl Kraus, Franz Kafka, Georg Trakl, Oskar Loerke, Alfred Döblin und Hans Henny Jahnn – Namen, die in Frischs früher Bildung weitgehend absent waren. Nach 1933 grenzte Muschg sich, etwa in seiner Basler Antrittsvorlesung (1936), von nationalsozialistischen Literatur- und Kulturvorstellungen ausdrücklich ab, um sich zugleich für eine großzügige Asylpolitik einzusetzen. Der junge Dozent jedenfalls wurde von den Studenten sehr geschätzt, wie Frisch 1933 schrieb: »Wir haben ihn gern. Wir hängen an seinen Vorträgen.« (VP, S. 531)

Albin Zollinger

Walter Muschg

18 Anfänge als Schriftsteller

Frisch hörte auch Vorlesungen über die Germanistik hinaus: bei Größen wie dem Tiefenpsychologen C. G. Jung, dem Kunsthistoriker Heinrich Wölfflin, dem Strafrechtler Georg Franz von Cleric, dem evangelischen Theologen Emil Brunner und dem Romanisten Theophil Spoerri. Deutlich wird, dass Frisch das Studium der Germanistik wenig zielstrebig verfolgte, die Universität vielmehr zunehmend als ein »warenhauhaftes Nebeneinander« von Fächern verstand. So kann es nicht überraschen, dass ihm »alles Gehörte ohne gemeinsame Mitte« erscheinen musste und ihm – selbstkritisch – nur »das eigne wissenschaftliche Unvermögen« bewusst wurde (GW II, S. 586). Klar wurde ihm auf diese Weise, dass sein eigentliches Interesse nicht dem akademischen Studium galt – sondern der Literatur.

Anfänge als Schriftsteller (1932-1937)

Als Zäsur für den Abgang von der Universität setzte Frisch im Nachhinein den Tod des Vaters 1932, begründet mit einem ökonomischen Argument: »Ich mußte nun sehen, wovon ich mein Leben fristete.« (GW II, S. 586) Dieses Datum ist nicht wirklich zutreffend. Zwar ließ er das Sommersemester 1933 für eine Balkanreise ausfallen, doch exmatrikulierte er sich erst Ende 1934 und besuchte selbst danach noch Vorlesungen. Andererseits zeichnete sich eine Entscheidung zur Literatur schon früher ab: im Gymnasium. Am Anfang stand die Begeisterung insbesondere für das Theater, zunächst als Zuschauer im Schauspielhaus Zürich, so Frisch im Rückblick: »Ich erinnere mich: es waren Gedichte von Mörike, Stücke von Shakespeare und von Henrik Ibsen, die ich, als Fünfzehnjähriger, überhaupt nicht verstanden habe, aber ich hatte Lust, auch so etwas zu machen. Nachahmungstrieb.« (SQ, S. 38 f.)

Begeisterung für das Theater

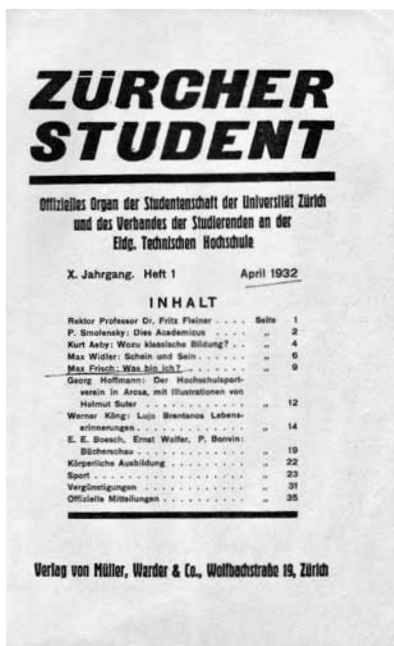
»Eine Aufführung der Räuber, eine vermutlich sehr schwache Aufführung, wirkte so, daß ich nicht begriff, wieso Menschen, Erwachsene, die genug Taschengeld haben und keine Schulaufgaben, nicht jeden Abend im Theater verbringen. Das war es doch, das Leben.« (Max Frisch, *Tagebuch 1946-1949*; GW II, S. 584 f.)

19 Anfänge als Schriftsteller

Schon als 15-jähriger Gymnasiast um 1926 begann er also mit eigenen Theaterversuchen. Sein erstes Stück mit dem Titel *Stahl* sandte er an keinen Geringeren als den Theaterregisseur am Deutschen Theater in Berlin, Max Reinhardt. Es folgte eine freundliche Absage mit einer Aufmunterung zum Weiterschreiben. Belächelt von der Familie, schrieb er bis zur Matura weitere Stücke, wie eine Ehekomödie und eine »Farce über die Eroberung des Mondes« (GW II, S. 585). Der Weg zur Literatur über das Theater schien ihm jedoch bald ebenso versperrt wie – nach einigen Versuchen – derjenige über die Lyrik nach dem Vorbild Eduard Mörikes.

Als Probierfeld des literarischen Schreibens schien ihm dagegen zunehmend der Journalismus geeignet. Noch vor dem Studium wurde im Mai 1931 das Feuilleton *Mimische Partitur* veröffentlicht, ein Bericht über eine Theaterkunstaussstellung, den er aufs Geratewohl der NZZ angeboten hatte. Der Artikel blieb vorerst ein isolierter Versuch. Entschiedener beschritt er den Weg zur Zeitung ein Jahr später nach dem Tod des Vaters, auch aus ökonomischen Gründen. Ebendiese Situation – Student bricht Studium ab und sucht Stelle als Journalist – machte Frisch unter dem Titel »Was bin ich?« zum Gegenstand eines literarisch-autobiographischen Feuilletons, das 1932 in der Zeitschrift *Zürcher Student* erschien. Der Text gibt, bei aller Pose, Einblick in die existentielle Befindlichkeit des 21-Jährigen am Scheideweg vom Studium zur Berufswelt und zur Eigenständigkeit nach dem Tod des Vaters; er probiert gewissermaßen szenisch die Bewerbung bei einer Zeitungsredaktion: »Vergangene Woche ist mir der Vater gestorben. Ich habe Literatur und Journalistik studiert. Mein Studium muß ich unverzüglich abbrechen, um mich aus eigener Kraft durchzuschlagen, so gut das eben geht. Ich bin

Titelseite der
Studentenzeitung
Zürcher Student, 1934



einundzwanzig. Illusionen mache ich mir ja keine; aber ich vertraue auf meine journalistische Befähigung [...].« (GW I, S. 11 f.)

»[...] wenn einer so hier steht, einundzwanzig, brotlos und mit einem halben Studium als einzigen Besitz, – jetzt wird jene Frage schreiend und unheimlich laut: was bin ich?« (Max Frisch, *Was bin ich?* (II); GW I, S. 16)

Tatsächlich wandte sich Frisch nach 1932 an verschiedene Zeitungsredaktionen, mit Erfolg in erster Linie bei der NZZ, wo allein in den drei Jahren seit April 1932 über hundert Artikel von ihm erschienen, aber auch in der *Zürcher Illustrierten*, den *Basler Nachrichten*, dem *Tages-Anzeiger*, dem *Zürcher Student*, der *Basler National-Zeitung*, der *Frankfurter Zeitung* und der *Kölnischen Zeitung* wurden einzelne Artikel veröffentlicht. Es waren dies teils Rezensionen und Kurzgeschichten, teils Reise- und Sportberichte sowie Lokalreportagen: »Als Journalist beschrieb ich, was man mir zuwies: Umzüge, Vorträge über Buddha, Feuerwerke, Kabarett siebenten Ranges, Feuersbrünste, Wettschwimmen, Frühling im Zoo; nur Krematorien habe ich abgelehnt. All das war auch keine unnütze Schule.« (GW II, S. 586) Zwar hatten nicht alle Beiträge die Intensität jener existentiellen Frage »Was bin ich?«, doch lassen nicht wenige die freie Subjektivität des Schreibenden erkennen, der – weit entfernt von zurückhaltender Sachlichkeit – sich in Szene setzte und Positionen markierte. Es ist ein literarisch intensiver Journalismus, den Frisch ausprobierte: Journalismus als Experimentierfeld der Literatur. Gegen das Gegenstück – Literatur als »bloßen Journalismus« – schrieb er in einer Rezension offen an. Sie vermöge zwar »mit saftigem Schmiß, mit dem erquickenden Reiz, einmal eine Seele« anzusprechen, doch »ohne großen Tiefgang«, »nicht von innen«, »nicht dichterisch«. »Es fehlt das Rauschen aus der Tiefe« (GW I, S. 32). Frisch wollte den Tiefgang ins Feuilleton bringen.

Rund ein Jahr schrieb Frisch Feuilletons in Zürich. Dann zog ihn »Abenteuerlust« aus dem Land. Zum Anlass nahm er die Eishockey-Weltmeisterschaft in Prag, deren Berichterstattung er der NZZ anbot. Am 16. Februar 1933 machte er sich auf den